

PAULA BUBER (1877–1958)

EINE SCHRIFTSTELLERIN UND DAS PATRIARCHAT

von Kristina Milz

„Ein Sohn des Volkes wollt' er sein“: Der letzte jüdische Landtagsabgeordnete Bayerns wünschte sich für seine Beerdigung ein wehmütiges Arbeiterlied. Der SPD-Politiker Max Süßheim war nicht nur ein wichtiger Vordenker der Demokratie, sondern gewissermaßen auch ein Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, lange bevor dieser an die Macht gelangte. Dennoch könnte man den Eindruck haben, er hätte nie existiert – genauso wenig wie sein Bruder, der Orientalist Karl Süßheim, der als Professor über Jahrzehnte hinweg die Türkei-Studien an der LMU geprägt hat und 1941 als einer der letzten Münchner Juden der Shoah entkam. Die Süßheim-Brüder sind mit diesem Schicksal nicht allein: Immer wieder stößt die Wissenschaft auf faszinierende bayerisch-jüdische Biografien von Frauen und Männern, die aus dem kollektiven Bewusstsein verschwunden sind, obwohl ihre Rolle in der Geschichte eine besondere war. Die Umstände dieser Verdrängung aus der kulturellen Erinnerung sind so vielfältig und mehrdeutig wie die Figuren selbst: Geschlechterspezifische Kategorien konnten dabei genauso eine Rolle spielen wie tiefsitzender Antisemitismus und die vielschichtigen Befindlichkeiten der bayerischen Nachkriegsgesellschaft. Eines aber hatten sie gemeinsam: Diese Protagonisten der Geschichte sind nicht zufällig vergessen worden. Die Reihe „Bayerns vergessene Kinder“ porträtiert jüdische Biografien, die einer *damnatio memoriae* zum Opfer gefallen sind – und ihrer Wiederentdeckung harren.

- Karl Süßheim (1878–1947): Ein verfolgter Wissenschaftler und seine Universität
- **Paula Buber (1877–1958): Eine Schriftstellerin und das Patriarchat**
- Paul Nikolaus Cossmann (1869–1942): Ein rechter Publizist und die Scham der Gesellschaft
- Max Süßheim (1876–1933): Ein Politiker und seine Partei



Paula Buber als
jüngere Frau
Foto: Nach-
lass/Tamar
Goldschmidt

„Da steht ein kleines Städtchen vor mir auf, reinliche Häuser, helle Fenster, bunte Sommergärtchen, viel Licht und Sauberkeit, ein bescheidener Ueberfluss und viel Liebe überall und an jeglichem Ding [...]. [Ü]ber all dem der Reiz der Absonderlichkeit, Worte und Bräuche fremd und wunderlich, der dunkle Hintergrund einer schmerzhaft bewegten Vergangenheit, Geschichten von schaurigem Verdacht und trostloser Flucht, Geschichten von Heldenthum und unendlicher Duldung.“¹ Eine Anziehungskraft, die sich aus vertrauter Behaglichkeit und faszinierender Fremde zugleich speist: So blickte die 24-jährige Münchnerin Paula Winkler, die 1877 im Haus eines katholischen Oberbaurats geboren worden war, auf das jüdische Leben in Bayern. Ihre Mutter, schrieb sie, habe „in der Nähe einer kleinen Judenansiedelung gelebt“ und ihr dieses Bild „mit freundlichen Worten in liebender Art gemalt“ – es „stach gar sehr von dem ab, was ich später vom Leben der Juden unter uns hörte und sah“.

1 Hier und folgend: Paula Winkler: Betrachtungen einer Philozionistin, in: Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung 5/36 (1901), S. 4 ff., die Zitate S. 4 f.

Die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammende Paula Winkler wuchs in einer Zeit auf, in der pseudowissenschaftlich fundierter rassistischer Antisemitismus sich zunehmend Bahn brach und allmählich die traditionelle religiös begründete Judenfeindschaft ablöste. Sie sei „so glücklich“ gewesen, schrieb sie, „schon von früher Jugend an anders zum Judenthum zu stehen, als dies den meisten unter uns gegeben oder gegönnt ist“. Die christliche Sozialisation der jungen Frau ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass sie ihr Lob des Judentums mit neutestamentarischen Bildern untermalte: „Es ist, als ob über jedem jüdischen Haupte eine Dornenkrone schwebte.“

Als Paula Winkler zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre sprachgewaltigen „Betrachtungen einer Philozionistin“ verfasste, aus denen die obigen Zitate stammen, war sie bereits zweifache Mutter: Rafael und Eva waren 1900 und 1901 unehelich zur Welt gekommen. Der Vater der Kinder war ein jüdischer Doktorand, den sie während ihres Studiums in der Schweiz kennengelernt hatte. Über ihn, daran lässt Winkler keinen Zweifel, kam sie in Berührung mit der zionistischen Bewegung. Für Theodor Herzls Publikationsorgane schrieb sie nun ihre entflammte Leidenschaft für die Sache – und für den Mann an ihrer Seite – nieder: „Da geschah mir, dass ein Menschenmund mit wunderbarer Gewalt zu mir sprach. Es war zuweilen, wie wenn ein Kind schüchtern redete, stockend, zart, bange, ob es Wiederhall fände. Und dann und wann überzog die scheue Röthe einer unberührten Seele das Antlitz dieses Menschen. Es war so, dass mir das Herz stille stand, rührend und heilig. Und dann war es wieder, als spräche er mit ehernen Zungen, als brausten alle Glocken der Welt über mich hin. Es war kein einzelner Mensch mehr, urgewaltig zogen die ungeheure Sehnsucht, Wunsch und Wille eines ganzen Volkes wie mit Stromesgewalt daher.“

Im selben Jahr trat Paula Winkler aus der katholischen Kirche aus. Sechs Jahre später wurde sie in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen; einer Hochzeit nach jüdischem Ritus stand nun nichts mehr im Wege: Aus Paula Winkler wurde Paula Buber.

An die bayerische Konvertitin erinnert man sich heute in erster Linie als treue Gefährtin des weltbekannten jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber. Dass sie selbst eine begnadete Schriftstellerin war, wissen die wenigsten. Dabei sind ihr Leben und Lieben mit ihrem literarischen Werk untrennbar verwoben, wie ihre Biografie offenbart: Paula Buber ließ religiöse und gesellschaftliche



Helene Böhlau
(auch: Madame Al
Raschid Bey) mit
ihrem Sohn Omar,
1905

Foto: ullstein bild/
Fotograf: Philipp
Kester

Konventionen hinter sich und fand ihren eigenen Weg, sich als außergewöhnlich begabte Frau in einer patriarchalen Welt zu behaupten.

Zwischen Katholiken und Künstlern

Sie hätte auch „eine grundgescheite bayrische Großbäuerin“ werden können, bemerkte der protestantische Theologe und Schriftsteller Albrecht Goes einmal über Paula Buber.² In der Tat, ihr Leben als schreibende Intellektuelle war keineswegs vorgezeichnet: Auf Wunsch ihres Vaters besuchte Paula Winkler in ihrer Jugend ein Klosterpensionat und

2 Albrecht Goes: Erinnerungen an Martin Buber, abgedr. in: Helmut Zwanger: Albrecht Goes. Freund Martin Bubers und des Judentums. Eine Hommage, Tübingen 2008, S. 72–86, hier S. 76.

startete eine Ausbildung zur Lehrerin.³ Mit 19 Jahren begann sie, in München als Sekretärin zu arbeiten – sie half der bekannten Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Helene Böhlau in Schwabing, wo sich Philosophen, Künstlerinnen und Literaten die Klinke in die Hand gaben.⁴ Bald war Winkler auch eine Stütze für Böhlaus Ehemann Omar al Raschid. Zehn Jahre zuvor war Friedrich Arndt, so dessen Geburtsname, in Konstantinopel zum Islam konvertiert und hatte die osmanische Staatsbürgerschaft angenommen, um Böhlau heiraten zu können: Der aus einer hes-sisch-jüdischen Goldschmied-Dynastie stammende Publizist war nämlich bereits verheiratet und hatte vier Kinder mit seiner Cousine Therese. Von ihr ließ er sich 1886 nach islamischem Recht scheiden, was einen zehn Jahre dauernden Prozess nach sich zog; Helene Böhlau, schnell schwanger mit dem kleinen Omar Hermann Ottokar, wurde von ihrer bürgerlich geprägten Weimarer Hofdrucker-Familie verstoßen. Nun sollte eine weitere Frau in Arndt-al Raschids Leben treten.

Der Schriftsteller verliebte sich einige Jahre vor der Jahrhundertwende in Paula Winkler, die junge Sekretärin, die ihm und seiner Frau in eine Südtiroler Kolonie voller „wunderlicher Gesellen, allerlei Künstlervolk, in [die] Stille“⁵ folgte. Hier lebte auch der Philosoph Theodor Lessing. Paula „stolzte“ als „die bayrische Artemis in den Bergen“ umher, schrieb dieser rückblickend, „zäh, genial, unbedenklich“ sei sie gewesen: „Da sie in der kleinen Kolonie das einzige hübsche Mädchel war, so waren Gäste wie Einheimische, der Arzt, der Notar, der Wirt, der Krämer, alle in sie vernarrt.“ Bei Lessing, der ebenfalls für sie schwärmte, habe sie Latein gelernt, „und da sie unheimlich gescheit und herrischen Willens war, so hatte sie alsbald unsre Techniken abguckt und schon übertroffen“. Der enttäuschte Publizist spielte auf der Klaviatur der unerwiderten Liebe und produzierte dabei reichlich misogynen Zwischentöne, mit denen er das „wild[e] Albenwesen“ beschrieb, das angeblich „ihren Spaß daran [hatte], aller Köpfe zu verdrehen

3 Zu Eckpfeilern in Paula Bubers Leben vgl. den biografischen Aufsatz von Katharina Baur: „Sei mir Alles: Frau, Liebste, Freund und Kamerad.“ Die Schriftstellerin Paula Buber (1877–1958), in: Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung im Kontext 2/3 (2019), S. 195–203.

4 Hier und folgend vgl. Ingvild Richardsen: „Frei und gleich und würdig“. Die Frauenbewegung und der Erste Bayerische Frauentag 1899, hg. v. d. Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2019, S. 46 f.

5 Hier und folgend: Theodor Lessing: Einmal und nie wieder. Lebenserinnerungen, Gütersloh 1969 (zuerst: Prag 1935), S. 365–369.



Theodor Lessing
(1872-1933),
undatierte
Aufnahme
Foto: picture-
alliance/dpa

und allerwege Verwirrung zu stiften“. Kurzerhand bezeichnete Lessing die junge Frau sogar als „Familienunglück“.

Lessing nämlich hatte den Kürzeren gezogen: Paula Winkler und Omar al Raschid wurden ein Paar. Sie „schien nur eine einzige Liebe zu fühlen“, schrieb Lessing: „den Meister und sein Werk. Sie hatte sich so tief in al Raschids Gedanken hineingekniet, daß sie ihm unentbehrlich geworden war“. Tatsächlich fuhr der Verlegenheitsmuslim sogar mit ihr nach Zürich und ließ Helene Böhlau mit dem Kind zurück. Nach Theodor Lessings Darstellung war es schließlich er selbst, der als „Schicksalsgott für [s]eine Freunde“ dieser Dreiecksbeziehung großherzig ein Ende bereitete, indem er „Geldmittel [sicherte], um Paula ein selbständiges Studium zu ermöglichen“ und Omar al Raschid kurzentschlossen aus Zürich zurückholte: „Das Lebensschiff der Freunde fuhr fortan wieder im klaren frischen Strom“.

Tatsächlich sollte Friedrich Arndt alias Omar al Raschid schon bald zur Fußnote in Paula Winklers Geschichte werden. Als eine der ersten Frauen schrieb sie sich an der Zürcher Universität ein und studierte Germanistik. Im Sommer 1899 machte sie hier die Bekanntschaft des zwanzigjährigen Martin Buber, eines Lemberger Juden aus großbürgerlichem Hause mit einer beeindruckenden Bildungsbiografie. Die Faszination, die der charismatische Student auf Paula ausübte, beruhte auf Gegenseitigkeit: An der Universität Zürich begann eine große Liebe, die fast sechzig Jahre währen sollte, und ohne die das Lebenswerk zweier intellektueller Größen des 20. Jahrhunderts kaum zu denken ist.

Die fabelhafte Welt der Paula Buber

Die Beziehung zwischen Paula Winkler und Martin Buber war von Beginn an von einer tiefen geistigen Verbindung getragen: Durch den leidenschaftlich gläubigen Juden, der sich im Rahmen der zionistischen Kongresse engagierte, lebte die junge Christin fortan auch inmitten der zeitgenössischen jüdischen Ideen- und Problemzusammenhänge. Nach ihrem ersten Essay, in dem sie sich als Philozionistin bekannte, folgten weitere Artikel im wichtigsten zionistischen Blatt über „Die jüdische Frau“.⁶ „Verehrter Freund, Paula Winkler ist ein großes Talent und ich bin Ihnen dafür dankbar, daß Sie mir diese Bekanntschaft vermittelten“, kommentierte Theodor Herzl Winklers für das Judentum und den Zionismus Partei ergreifenden Beiträge gegenüber Martin Buber.⁷

Das Paar Winkler-Buber war offenbar fasziniert von Rudyard Kiplings fantastischen Dschungelbuch-Welten: In ihren Briefen, die sie sich um die Jahrhundertwende regelmäßig schrieben, nannten sie sich gegenseitig nach dem lernenden Menschenjungen „Maugli“. In dieser Zeit entstand auch bereits der Gedanke einer intellektuellen Zusammenarbeit, die Winkler reichlich bezeichnend als „ein geistiges Kindli“ beschrieb: „Weißt Du noch, wie wir in Zürich oft im Scherz darüber sprachen, welches von den beiden Ersehnten uns zuerst geschenkt werden würde?“⁸ Sohn Rafael und Tochter Eva kamen zu-

6 Paula Winkler: Die jüdische Frau, in: Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung 5/45 (1901), S. 2-4 (Teil 1) und 5/46 (1901), S. 6 f. (Teil 2).

7 Theodor Herzl an Martin Buber, Wien 20.12.1901, in: Grete Schaefer (Hg.): Martin Buber. Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, 3 Bde, Heidelberg 1972-1975, hier Bd. 1, S. 170.

8 Zit. nach Baur (wie Anm. 3), S. 197.

erst; das „geistige Kindli“ sollte erst 1906 entstehen und den Namen „Chassidische Erzählungen“ tragen. Dass das Werk, das Martin Buber erstmals einer größeren Öffentlichkeit sichtbar machte, in intensiver Gemeinschaftsarbeit entstanden ist, wissen nur Fachkundige. „Paula Buber wird ihm Erstleserin, Lektorin, Kritikerin und vor allem Mitdenkerin“, schreibt die Literaturwissenschaftlerin Katharina Baur.⁹ Insbesondere an den beiden bekanntesten Teilen, den „Geschichten des Rabbi Nachman“ und der „Legende des Baalschem“ hatte Paula entscheidenden Anteil. Eine öffentliche Erwähnung der Zusammenarbeit hielten beide offenbar nicht für nötig. Sie lebten ein Ideal, eine Utopie des geistigen Dialogs, der nur den wenigsten Paaren gegeben ist: „Nie habe ich eine vollkommeneren Gemeinschaft von Zweien gesehen, die in der Bejahung des Andern bleiben[,] was sie sind“, wird Hans Jonas einmal über die Bubers schreiben.¹⁰

Vom Ruhm des Mannes war zu Beginn des 20. Jahrhunderts freilich noch nichts zu spüren: Paula Winkler lebte mit „den beiden unehelichen Kindern inzwischen bei Freunden in Österreich, Martin Buber schloss derweil seine Dissertation ab. Mit ihrer Familie in München pflegte Winkler kaum mehr Kontakt, und auch vor Bubers Verwandten wurden die unkonventionellen Lebensumstände zunächst geheim gehalten. 1906 verbrachte das gemischt-religiöse Paar ein gemeinsames Jahr in Italien, bevor es sich in Berlin niederließ – 1907 konvertierte Paula schließlich zum Judentum. Es ist anzunehmen, dass diese Entscheidung auch zweckrational getroffen wurde, um heiraten zu können: Paula, die sich intensiv mit dem Judentum beschäftigte, sich gegenüber ihren Bekannten wiederholt klar als Jüdin positionierte wie auch die jüdische Erziehung ihrer Kinder unterstützte, sollte sich später dennoch als „Heidin“ bezeichnen.¹¹ Die religiöse Ambivalenz begleitete ihr Leben; Paula Buber blieb stets ein Zwischenwesen.

Die Wohnung der Bubers in Berlin-Zehlendorf wurde zum Treffpunkt der literarisch und philosophisch prägenden Szene der Stadt. Dichter und Schriftsteller seien ein- und ausgegangen, erinnerte sich Rafael Buber später an das umtriebige

Leben seiner Eltern.¹² Paula bewegte sich an der Seite ihres Mannes im Umfeld der sogenannten Jüdischen Renaissance, die in der regelmäßig tagenden „Donnerstagsgesellschaft“ zusammenkam.¹³ Hier waren auch Vertreter des im Entstehen begriffenen „Magischen Realismus“ anzutreffen, dessen Stil Paula Bubers eigenes Schaffen beeinflusste. Ihre erste Erzählensammlung „Die unechten Kinder Adams“ wurde 1912 veröffentlicht.¹⁴ Die Heimat der Autorin zwischen Christen- und Judentum wird in ihrem Werk überdeutlich, sie „spielt und jongliert [...] mit dem Wissen um Gemeinsamkeiten und Unterschiede“.¹⁵ Paula Buber schuf eine fabelhaft durchwobene und doch realitätsaffine Sagenwelt, die eine „Begegnung mit Elementargeistern“ ermöglichte, schreibt Katharina Baur: Es handelte sich um eine „in der Literatur ihrer Zeit einzigartig[e] Mischung aus jüdischer und christlicher Mystik und katholischer Motivtradition“.

Neben weiteren Erzählungen veröffentlichte Paula Buber bald, 1916, auch ihren ersten Roman „Irregang“,¹⁶ in dem sie sich mit der Gefahr der gesellschaftlichen Ächtung wegen einer außerehelichen Beziehung auseinandersetzt – einem „Frauensicksal“, das ihr selbst hätte widerfahren können, wie die Autorin selbst betont hat.¹⁷ Das Buch erschien inmitten des Ersten Weltkriegs. Die Familie zog in dieser turbulenten Zeit von Berlin ins hessisch-ländliche Heppenheim (Bergstraße), wo sie ebenfalls regelmäßig Besuch aus dem intellektuellen Leben empfing. Der Alltag in der Weimarer Zeit schließlich war geprägt von literarischem Schaffen, hingebungsvoller Gartenarbeit und ebensolcher Erziehung ihrer Enkelinnen, für die Paula Buber nach der Scheidung ihres Sohnes von der Kindsmutter 1929 das Sorgerecht erkämpfte.¹⁸

9 Ebd., S. 199.

10 Hans Jonas an Martin Buber, New York 13.10.1958, in: Schaefer (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 467.

11 Ihre Enkelin berichtete dies in einem Interview: „Later, when asked about her religion, she would reply: 'I'm a pagan.'“ *Second Interview with Judith Agassi-Buber*, in: Haim Gordon: *The other Martin Buber. Recollections of his contemporaries*, Ohio 1988, S. 16–26, hier S. 21 f.

12 Vgl. Rafael Buber: *Die Buber-Familie. Erinnerungen*, in: Werner Licharz (Hg.): *Dialog mit Martin Buber*, Frankfurt am Main 1982, S. 346–361, hier S. 347.

13 Hier und folgend vgl. Katharina Baur: *Magisch-Realistisches Erzählen bei Paula Buber: Liminalität in der Novelle „Die Weidenmutter“*, in: Bettina Bannasch/Petro Rychlo (Hg.): *Formen des Magischen Realismus und der Jüdischen Renaissance*, Göttingen 2021, S. 83–98, hier S. 84 ff.

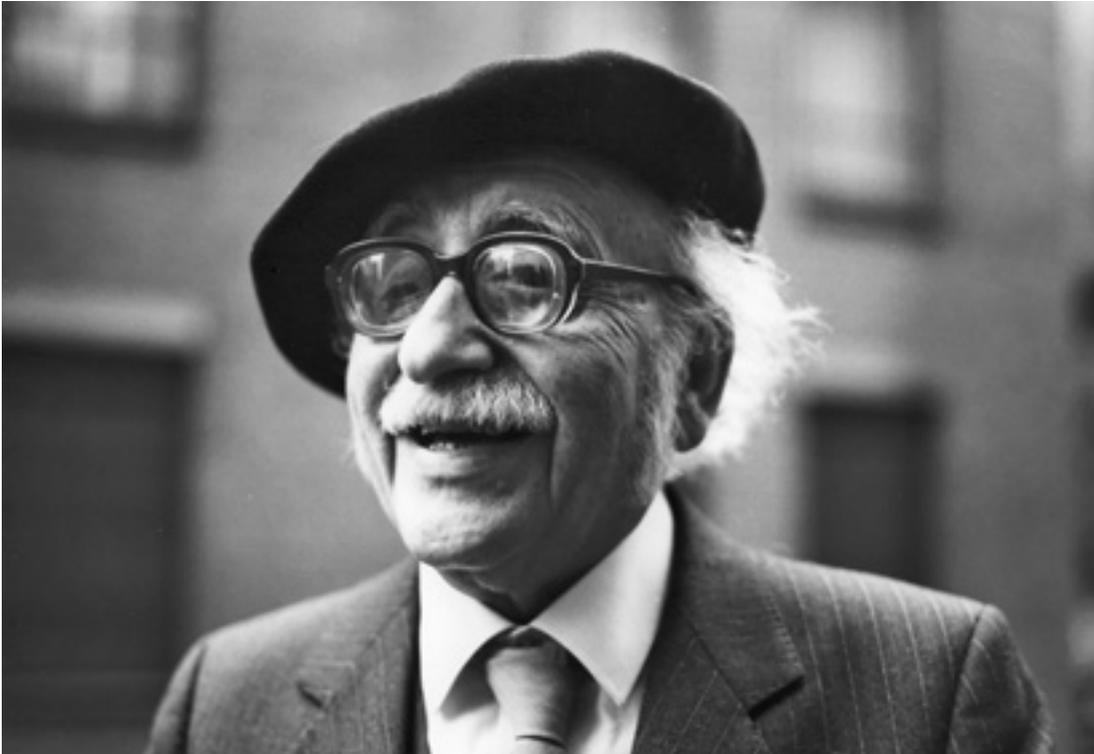
14 Georg Munk [=Paula Buber]: *Die unechten Kinder Adams. Ein Geschichtenkreis*, Leipzig 1912.

15 Hier und folgend: Baur (wie Anm. 3), S. 200.

16 Georg Munk [=Paula Buber]: *Irregang*, Leipzig 1916.

17 Nassrin Elisabeth Saghedi: *Paula Buber. Selbst- und Weiblichkeitsentwürfe in ihrem Werk (Dissertation)*, Gießen 2015, S. 121.

18 Es handelte sich um die Töchter ihres Sohnes Rafael und seiner Frau Margarete, die jung heirateten, Eltern wurden und sich schon bald darauf trennten. Margarete Buber-Neumann (1901–1989) sollte es Jahrzehnte später selbst zu einiger Bekanntheit als Publizistin bringen.



Schalom Ben-Chorin (1913-1999), undatierte Aufnahme
Foto: ullstein bild/
Fotografin: Brigitte Friedrich

Eine Utopie zerbricht

Wie in alle jüdischen Familien griff der Nationalsozialismus brutal in das Leben der Familie Buber ein. Als Konvertitin nach „rassischen“ Gesichtspunkten nicht als Jüdin betrachtet, wurde Paula Buber 1935 wegen „jüdischer Versippung“ aus der „Reichsschrifttumskammer“ ausgeschlossen, was jede weitere schriftstellerische Tätigkeit verbot. Nach einem Ruf Martin Bubers an die Hebräische Universität in Jerusalem und der Verwüstung ihres Hauses während der Reichspogromnacht emigrierte die Familie 1938 nach Palästina – über diesen für zwei überzeugte Zionisten naheliegenden Schritt hatte das Paar bereits Ende der 1920er Jahre nachgedacht, als Martin Buber eine entsprechende Stelle suchte. Paula hatte sich für diese Idee zunächst jedoch nicht nachhaltig erwärmt, hätte eine Auswanderung doch bedeutet, ihr bisheriges Leben aufzugeben, sich fortan in einer fremden Umwelt zu bewegen, und – für eine Schriftstellerin nicht eben unerheblich – umgeben von einer fremden Sprache zu sein. Mit der fortschreitenden Radikalisierung der nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen wurde den Bubers die Entscheidung abgenommen.

In Jerusalem kämpfte Paula Buber mit dem Hebräischen. Sie pflegte insbesondere die Gesellschaft mit deutschen Emigranten, darunter beispielsweise Schalom Ben-Chorin, einem gebürtigen Münchner, der sich dort schon in der zionistischen Jugendbewegung engagiert hatte. „Die Luft Schwabings umwebte sie noch in Jerusalem“, erinnerte dieser sich an seine Begegnungen mit Paula Buber: „So sprach sie uns oft, in scherzhafter Wehmut, als ‚Landsleute‘ an, die wir ja auch waren, so den gemeinsamen Boden der schwäbisch-bayerischen Hochebene inmitten der Felsen Jerusalems mir spürbar machend.“¹⁹ Ganz ähnlich wurde sie von Albrecht Goes beschrieben: „Ein Hauch München war im Zimmer, sobald sie eintrat, wenn München heißt: Barock und Koboldspiel, föhngelbes Licht an der Theatinerkirche, Valentins Logik und Valentins Hintersinnigkeit; Madonnen, die wie vom Viktualienmarkt aufstiegen zur Ehre des Altars; Canalettofarben ringsum und ein Lächeln, fast in der Luft noch...“²⁰

19 Schalom Ben-Chorin: Martin Buber in München. Erinnerungen von Schalom Ben-Chorin (Jerusalem), in: München ehrt Martin Buber, München 1961, S. 41-45, hier S. 45.

20 Goes (wie Anm. 2), S. 76.



Paula und Martin Buber bei einer Veranstaltung in Berlin, 1950er Jahre
Foto: ullstein bild/
Fotograf: Abraham Pisarek

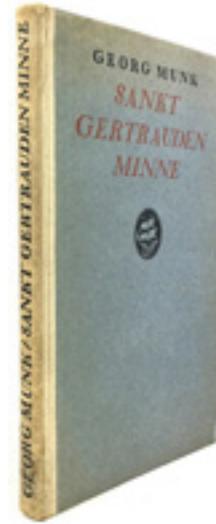
Paula Buber arbeitete in dieser Zeit an den beiden Romanen „Am lebendigen Wasser“²¹ und „Muckenturm“. Letzterer knöpft sich schonungslos eine deutsche Kleinstadt auf den Weg in den Nationalsozialismus vor. „Der Reichstag brennt“, lautet der erste Satz dieser beklemmenden Geschichte; in der Vorbemerkung heißt es: „Die Zeit, in der das tragikomische Spiel dieses Romans vor sich geht, ist das Jahr der ‚Machtergreifung‘, sein Ort eine, irgendeine deutsche Kleinstadt. Die meisten der Akteure sind unter zahllosen Namen überall aufgetreten.“²² Das späte Romanwerk Paula Bubers konnte erst in den 1950ern Verleger finden.

Es nimmt kaum Wunder, dass es sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht direkt zurück nach Deutschland, aber doch in die Nähe ihrer verlorenen Heimat zog: Ausführliche Reisen unternahm die Bubers in der Nachkriegszeit nach England, Frankreich, Belgien oder Holland. Auch ihre letzte gemeinsame Reise sollte sie nach Europa führen: 1958 erlag Paula Buber in Italien einer schweren Lungenentzündung. Begraben wurde sie auf dem alten jüdischen Friedhof auf dem Lido in Venedig. Für ihren Mann, daran ließ Martin Buber keinen Zweifel, starb mit ihr die ganze Welt: „Das Gefüge meines Lebens ist [...] gründlich zerbrochen“,²³ schrieb er – „[d]aß man noch leben soll,

21 Georg Munk [=Paula Buber]: Am lebendigen Wasser, Wiesbaden 1952.

22 Dies: Muckenturm. Ein Jahr im Leben einer kleinen Stadt, Heidelberg 1953, die Zitate S. [7] u. 9.

23 Martin Buber an Maurice Friedman, Jerusalem 08.09.1958, in: Schaefer (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 463.



Ausgabe eines Romans von Paula Buber, alias Georg Munk, Leipzig, Insel-Verlag, 1921

Foto: Antiquariat & Buchhandlung Heiner Henke

lernt man gehorsam annehmen, wenn auch nicht eben verstehen“.²⁴

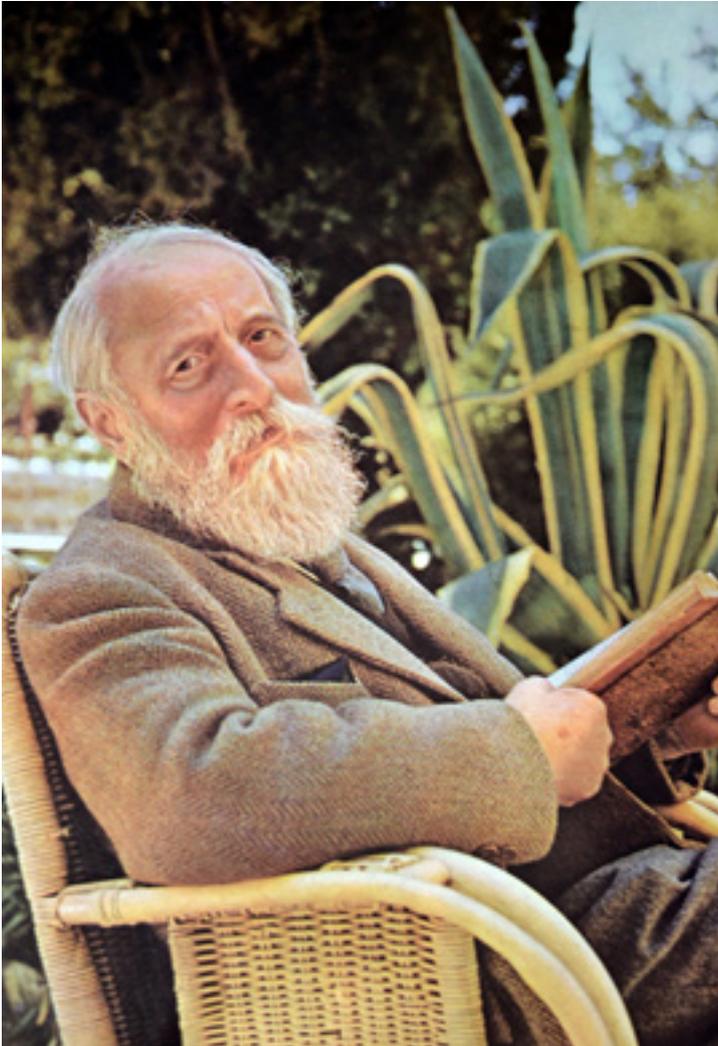
Als Schriftstellerin hat Paula Buber ein überaus beachtliches, doch großes Werk hinterlassen, das von vielen nicht mit ihr in Verbindung gebracht wird. Dazu trug eine Entscheidung bei, die sie selbst getroffen hat: Ihre Texte veröffentlichte sie unter einem Pseudonym, das vielfach noch immer in der Autorenzeile ihrer Romane zu lesen ist. Neben dem Wunsch, ihre literarische Tätigkeit nicht mit Privatem in der Öffentlichkeit vermischt zu sehen, ermöglichte das männliche Pseudonym eine schriftstellerische Emanzipation von der gesellschaftlich akzeptierten Rolle einer Autorin und steigerte die Chance, auf dem Literaturmarkt zu bestehen.²⁵ Zeitgenössische Kritiker nannten „Georg Munk“ in einer Reihe mit anderen bedeutenden Schriftstellern wie den Brüdern Mann.²⁶ „So weit die beiden Novellen, die ich gelesen habe, ein Urteil zulassen, glaube ich in dem Verfasser eine ganz ungewöhnlich starke Begabung zu erkennen“, ließ der Insel-Verleger Anton Kippenberg über die unter Pseudonym eingereichten Texte verlauten.²⁷ Obwohl das Geheimnis 1926 gelüftet wurde, hielt Paula Buber daran fest. Und ohnehin: Ihr Alter Ego Georg Munk war nicht der einzige Mann, der dazu beitrug, dass sie noch immer weitgehend vergessen ist.

24 Ders. an Ewald Wasmuth, Jerusalem 04.10.1958, ebd., S. 466

25 Vgl. dazu Saghedi (wie Anm. 17), S. 126 ff.

26 Vgl. Baur (wie Anm. 3), S. 201.

27 Zit. nach Saghedi (wie Anm. 17), S. 115.



Martin Buber,
1960
Foto: picture
alliance/World
History Archive

Der Kampf gegen ein problematisches Narrativ

Der öffentliche Fokus auf den Religionsphilosophen Martin Buber sorgte für eine zweifelhafte Rezeption der Frau an seiner Seite. Katharina Baur bezeichnet „[d]ie Berühmtheit des Ehemannes“ als „wesentlichen Fakto[r] bei ihrer verhinderten Rezeption und ihrer späteren Vernachlässigung in der germanistischen Forschung“.²⁸ Einzelne Passagen in Martin Bubers Briefen wurden nach seinem Tod zu einem Narrativ offenkundig faszinierter Freudianer zusammengebunden. „Deine Briefe sind das Allereinstigste [das mir Kraft gibt]“, hatte er seine Geliebte 1901 wissen lassen: „Außer ihnen vielleicht

28 Baur (wie Anm. 13), S. 87.

noch der Gedanke, daß eine Mutter in Dir ist, der Glaube daran. Jetzt weiß ich es: ich habe immer und immer meine Mutter gesucht.“²⁹

Der küchenpsychologische Schluss aus diesen Zeilen lautete: Buber habe in Paula seine Mutter gesehen, die ihn im Kleinkindalter verlassen hatte.³⁰ „Sei mir Alles: Frau, Liebste, Freund und Kamerad“, lautet allerdings ein anderer Wunsch, den Martin Buber seiner Lebensgefährtin gegenüber formuliert hat.³¹ Paulas Rolle in dieser besonderen Beziehung wurde dennoch lange auf ihre mütterliche Seite reduziert, genau wie Paula Buber ganz allgemein auf ihre Beziehung mit Martin Buber. Obwohl sie wohl nicht zuletzt unter Pseudonym schrieb, um sich von seinem Namen zu emanzipieren,³² wird sie heute in der Regel als dessen Frau erinnert. Bezeichnenderweise hatte schon Theodor Lessing nach der ausschweifenden Beschreibung seiner enttäuschten Gefühle durch das verehrte „Albenwesen“ für dessen weiteren Werdegang nur einen Satz übrig: „Paula wurde die Lebensgefährtin Martin Bubers; unter dem Namen Georg Munk hat sie mehrere schöne Bücher geschrieben.“³³

Seit Lessings Memoiren sind viele Jahrzehnte der gesellschaftlichen Neuverhandlung der Geschlechterverhältnisse vergangen, doch noch in einem Aufsatz zweier Wissenschaftlerinnen (!) von 1997 findet sich ein weiteres Beispiel für die problematische Rezeptionstradition um Paula Buber. Nach einer Beschreibung ihrer Persönlichkeit, deren „Energie“, „rascher Geist“, „Temperament“ und „körperliche Kraft“ gerühmt wird, ist dort zu lesen: „Dabei ist die attraktive Paula Winkler alles andere als ein Mannweib“.³⁴ Ihrem Schreibstil haften zwar „manchmal etwas Herbes, Urtümliches [an], das die Wahl eines männlichen Pseudonyms

29 Martin Buber an Paula Winkler, Wien 25.10.1901, in: Schaefer (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 169.

30 Vgl. zum Beispiel Haim Gordon: Der geborgene Ästhet – eine neue Deutung von Bubers Leben, in: Jochanan Bloch/Haim Gordon (Hrsg.): Martin Buber – Bilanz seines Denkens, Freiburg im Breisgau 1983, S. 45–60, hier S. 49. Kritisiert wird dieses Narrativ, das sich nicht nur in etlichen Buber-Biografien findet, bei Rose Stair: *The Woman's Voice in Zionism: Disentangling Paula Winkler from Martin Buber*, in: Religions 9/401 (2018), online: <https://www.mdpi.com/2077-1444/9/12/401> [Stand: 31.07.2022].

31 Martin Buber an Paula Winkler, [Wien, 14.7.1902], zit. nach: Baur (wie Anm. 3), S. 196.

32 Vgl. Sagheddi (wie Anm. 17), S. 118 f.

33 Lessing (wie Anm. 5), S. 369.

34 Hier und folgend: Sieglinde Denzel/Susanne Naumann: „Am lebendigen Wasser“. Paula Buber, 14. Juni 1877 – 11. August 1958, in: Esther Röhr (Hg.): Ich bin was ich bin. Frauen neben großen Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts, Gütersloh 1997, S. 82–104, hier S. 83 f.

durchaus passend erscheinen lässt“, letztlich aber sei ihre Weiblichkeit „elementar, erdhaft, unverbiegbar“. In der Beziehung zu Martin Buber sei sie die „biblische Rut“ gewesen, die „ihren Glauben und ihr Volk aufgibt“. In reichlich blumigen Worten folgt in dem Text eine Hymne darauf, wie Paula ihrem Mann den Rücken freihielt, die Wäsche machte, kochte und sich um die Kinder kümmerte – Aufgaben, die selbst in der symbiotischen Ehe der Bubers scheinbar naturgemäß der Frau zufielen.

Seine „Patriarchenrolle“, schreibt auch der Biograf Hans-Christian Kirsch, habe Buber als „selbstverständlich“ angesehen.³⁵ Wie sich dies auf den Alltag auswirkte, berichtete eine Enkelin: „Beim Essen diskutierten sie über Sprache, besonders in den vielen Jahren, in denen [Martin] Buber die Bibel übersetzte. Sie nahm seine Arbeit sehr ernst und hatte großen Respekt davor. Sie bat uns [Kinder] immer, leise zu sein, um ihn nicht [...] zu stören. Obwohl sie selbst arbeitete, betrachtete sie seine Begabung als ihrer eigenen überlegen. Aber manchmal ärgerte es sie, ständig ihre eigene Zeit und Energie seinem Fortkommen zu opfern. Dann platzte es bitter und wütend aus ihr heraus.“³⁶

Ob es ihr nun gefiel oder nicht: Paula Buber erfüllte die ihr zeittypisch zugeordnete Rolle als „Starke [...], Realistische, ‚Lebenspraktische‘, die dem zarten Intellektuellen die Beschwerden des Alltags vom Leibe hält“, wie Sieglinde Denzel und Susanne Naumann es Ende der 1990er Jahre formuliert haben.³⁷ Immerhin räumten sie ein, dass sie sich durchaus „als eigenständige Schriftstellerin“ erwies und „ihrem Mann in mancher Hinsicht an Ausdruckskraft sogar überlegen war“. Dennoch ist die Charakterisierung Paula Bubers in diesem Band bezeichnend für den Blick auf die Biografie einer

Schriftstellerin in der Reihe „Frauen neben großen Theologen und Religionsphilosophen“, wie das Buch erstaunlich ehrlich betitelt ist.

So aber wird es nicht weitergehen: Die vergangenen Jahre haben junge Forschung über die Schriftstellerin hervorgebracht, die sich kritisch mit diesem Narrativ auseinandersetzt und Paula Buber als eigenständige Autorin respektiert. Ein Aufsatz der Oxforder Religionswissenschaftlerin Rose Stair kann hier als programmatisch gelten; er fordert eine „Entflechtung“ Paula Winklers (!) von Martin Buber. Stair untersucht die Autorin anhand ihrer frühen Essays als einzigartige Denkerin des Zionismus: Die Beschäftigung mit ihren Texten sei der produktivste Weg, sich abseits von Spekulationen über ihre Identität oder das Beziehungsgefüge mit verschiedenen Männern mit ihr auseinanderzusetzen.³⁸

Auch hierzulande wird Paula Buber zunehmend entdeckt, insbesondere von den Literaturwissenschaften: Die Gießener Dissertation von Nassrin Elisabeth Saghedi untersuchte Selbst- und Weiblichkeitsentwürfe in Bubers literarischem Werk.³⁹ Katharina Baur hat in Augsburg ein breiteres biografisches Promotionsprojekt mit dem Titel „Das Kunstwerk Leben zu gestalten“ bearbeitet.⁴⁰ 2017 organisierte sie eine Lesung im Jüdischen Museum Berlin,⁴¹ in der Paula Bubers Texte von Iris Berben vorgetragen wurden. Sollte Bubers Leben je verfilmt werden, so wäre die SchauspielerIn wohl die Idealbesetzung. Iris Berben hat einmal über sich gesagt, sie sei keine Feministin, aber emanzipiert; neben ihrer Arbeit engagiert sie sich lautstark gegen Antisemitismus – eine Haltung, die der bemerkenswerten Frau und Philosemitin Paula Buber sicher gefallen hätte. 🍷

35 Hans-Christian Kirsch: Martin Buber. Biographie eines deutschen Juden, Freiburg im Breisgau 2001, S. 48 f.

36 Übersetzt aus dem Englischen bei Gordon (wie Anm. 11), S. 22 f.

37 Hier und folgend: Denzel/Naumann (wie Anm. 34), S. 84.

38 Stair (wie Anm. 30).

39 Saghedi (wie Anm. 17).

40 Die Studie ist noch nicht veröffentlicht, doch es gibt bereits erste Aufsätze, vgl. Baur (wie Anm. 3 und 13).

41 Ein Audiomitschnitt der Veranstaltung findet sich online: <https://www.jmberlin.de/kultursommer-unheimlich-gescheit> [Stand: 01.08.2022].